

Corona Persönlich (Woche 3)

Leben, Tod und Lagerkoller

Von Rolf Gilgen

Nachdem die befürchtete ganz grosse Welle die Zürcher Spitäler noch nicht erreicht hatte, bot das letzte Wochenende zu Hause zunächst ein wenig Gelegenheit zum Durchatmen. Doch die Entspannung liess sich nur so lange aufrechterhalten als ich mich von Zeitung, Internet und Fernsehen fernhielt. Gemeinhin ist auf Grund der weltweiten Entwicklung und Erfahrung weiter davon auszugehen, dass sie doch noch kommt, die Welle. Eine Situation also, wonach die Kapazitäten der Spitäler nicht mehr ausreichen könnten, alle Patientinnen und Patienten versorgen zu können. Bislang vermochte mich jeweils ein Blick auf die Kennzahlen in den Zürcher Spitälern zu beruhigen. Ende dieser Woche standen noch immer über 400 von insgesamt mehr als 600 Betten für die COVID-Patientinnen- und Patienten zur Verfügung. Doch langsam zieht es an. Waren vor einer Woche noch rund 140 COVID-Fälle spitalbedürftig, sind es nun über 200.

Und im Betrieb erhalten diese Zahlen Gesichter. So schauderte es mich ein erstes Mal, als ich gleich zum Wochenstart erfuhr, dass eine im Abklärungs-Container im «Corona-Dörfli» tätig gewesene Ärztin positiv auf das Virus getestet wurde. Und am Nachmittag musste eine Pflegefachfrau ebenfalls mit positivem Befund stationär aufgenommen werden. Beide Kolleginnen haben bislang glücklicherweise einen stabilen Krankheitsverlauf. Sobald eigenes Personal betroffen ist – ich gehe davon aus, dass die meisten Spitäler gleiche Erfahrungen machen – steigt die Anspannung und Nervosität im Haus massiv an. Das Corona-Virus wird plötzlich real und ist für viele Angestellte ganz nah, weil sie selber Betroffene werden könnten, was Ängste auslöst. Hinweise auf rigoroses Einhalten von definierten Prozessen sowie Sicherheits- und Verhaltensvorschriften reichen dann oft nicht mehr aus. Es ist in solchen Fällen vor allem psychologische Unterstützung gefragt, die unter anderem von Vorgesetzten erbracht werden muss, aber auch zunehmend von speziell beigezogenen, ausgebildeten Fachleuten.

Überhaupt ist derzeit die Arbeit im Spital im Corona-Zeitalter für alle viel intensiver als sonst. Es ist zwar nicht so, dass wir plötzlich viel mehr als früher zu tun hätten. Im Gegenteil. Noch sind ja viele für COVID-Patienten vorgesehene Betten leer. Und diese Betten stehen nur deshalb zur Verfügung, weil aktuell keine Wahloperationen mehr durchgeführt werden dürfen, sondern nur noch dringende, lebenswichtige Behandlungen. Zwar gibt es ihn noch, den «normalen» Spital-Alltag: Patientinnen und Patienten mit Herzinfarkt, Lungenembolie, Magen-Darm-Erkrankungen, Blinddarm oder Gallenblasen-Entzündungen. Aber die Anzahl Fälle sind zurückgegangen, womöglich auch deshalb, weil man in der aktuellen Situation lieber den Spitaleintritt hinauszögert und sich zu Hause noch etwas «durchseucht». Folgen aus solchem Verhalten werden allenfalls erst später sichtbar.

Für diverse Spitalangestellte führen die Fallrückgänge zu Unterbeschäftigung, zum Beispiel in Therapie- und Beratungsabteilungen, Assistenzdiensten aber auch bei chirurgischen Ärzteteams. Auch das löst bei Mitarbeitenden Stress aus, sie kommen ins Grübeln, eine Art

«Lagerkoller» kann sich ausbreiten. Es entstehen ungute Gefühle, wenn die einen stark, die anderen wenig belastet sind. Doch allen ist bewusst, dass sich die Situation schlagartig wieder ändern kann. Da ist er wieder, der Gedanke an die Welle, die noch nicht da ist, aber vielleicht noch kommt oder auch nicht. Sicher wissen wir, vorbereitet zu sein, auf alle Eventualitäten, auch auf die schlimmsten Szenarien. Und es schaudert mich ein zweites Mal, wenn ich daran denke, dass ich eben den zuständigen Behörden folgende Frage beantworten musste: «Wie viele Leichen könnten in einer besonderen Notsituation maximal aufbewahrt werden? » Es sind vierzig. Und in allen Fällen ist es unser Anspruch, dass wir Angehörigen trotz Besuchsverbot im Spital ein würdevolles Abschiednehmen ermöglichen wollen. Noch hoffen wir, dass wir mit einem blauen Auge davonkommen, wenn wir uns diszipliniert an die Massnahmen des Bundesrats halten und uns auch an den sonnigen Ostertagen mit Ausgehen zurückhalten. Es ist der Moment, wo ich meine Gedanken schnurstracks zur Geburtsabteilung lenke. Bis zu 30 Kinder kommen hier jede Woche zur Welt. Das Spital, ein wahres Spiegelbild des Lebens mit allen Höhen und Tiefen, Freud und Leid. Der Spitaldirektor inmitten von Leben, Tod und Lagerkoller.